

Adolf Höfer

Im Spiegel von Mythos und Heilsgeschichte

Der prometheische und der jesuanische Mensch in Ingeborg Drewitz' Roman
„Eingeschlossen“

Ingeborg Drewitz, geboren 1923 in Berlin und dort 1986 gestorben, gehört zu den wenigen Schriftstellerinnen – und Schriftstellern – unserer Zeit, bei denen Leben und Werk noch eine ausgeprägte, unauflösliche Einheit bilden. Ein Leben lang ist diese Frau in vielen Bereichen unserer Gesellschaft unermüdlich und engagiert tätig gewesen, um ihre Vorstellungen von einer gerechteren und humaneren Welt in die Tat umzusetzen. Die öffentlichen Ämter, die sie in den verschiedensten Institutionen eingenommen hat, sind von ihr stets in den Dienst dieses Engagements gestellt worden. Ob als stellvertretende Bundesvorsitzende des Verbands deutscher Schriftsteller, als Vizepräsidentin des PEN-Zentrums, als Leiterin der Evangelischen Akademie Berlin, als Lehrbeauftragte an der Freien Universität, immer hat sie ihre leitenden Funktionen in diesen und vielen anderen Organisationen dazu genutzt, sich in allen Bereichen unserer Gesellschaft kritisch und hilfreich einzumischen und für die Beseitigung von Ungerechtigkeiten und Mißständen zu sorgen.

Auf diese Weise aber hat sie gleichzeitig die großen Themen für ihr literarisches Schaffen gefunden, wobei dieses literarische Werk keineswegs nur Anhängsel oder Nebenprodukt ihrer sozialen und politischen Aktivitäten ist, sondern durchaus eine zentrale Stellung einnimmt. Jene unter den Kritikern aber, die vor diesen gesellschaftskritischen Aktivitäten dauernd ehrerbietig den Hut ziehen, gleichzeitig jedoch die dichterische Qualität mit eher gönnerhafter Nachsicht behandeln oder sogar massiv zu bestreiten versuchen, wissen einerseits jene heute so seltene Einheit von Leben und Werk offenbar viel zu wenig zu würdigen, andererseits scheinen sie der gerade in Deutschland verbreiteten Ansicht zu huldigen, ein literarisches Werk sei dann schon fragwürdig oder gar schlecht, wenn es von vielen gern gelesen und auch verstanden wird.

Eine interessierte Leserschaft hat Ingeborg Drewitz tatsächlich immer gefunden, und die Autorin hat es offenbar weniger als ihre Kritiker gestört, daß sich dieses Interesse wohl in nicht geringem Maß an der gesellschaftlichen Relevanz und Brisanz ihrer Themen entzündet hat, die sie etwa in ihren Essays zum Verhältnis von Literatur und Politik, vor allem aber in ihren Romanen gestaltet.

Da sind etwa die frühen Romane „Oktoberlicht oder Ein Tag im Herbst“

(1969) und „Wer verteidigt Katrin Lambert“ (1974) zu nennen, in denen einfühlsam und ohne Schielen auf die Erfolge einer modischen Emanzipationsliteratur die gesellschaftliche Rolle der Frau behandelt wird. Da ist der Roman „Gestern war Heute – Hundert Jahre Gegenwart“ (1978) zu nennen, in dem auf kunstvolle Weise das gleiche Thema um die Auseinandersetzung mit der jüngsten deutschen unseligen Vergangenheit erweitert wird. Da kann der Roman „Das Hochhaus“ (1975) angeführt werden, in dem die Isolation des modernen Menschen in der Unwirtlichkeit unserer Städte künstlerisch eindrucksvoll gestaltet wird. Nicht zu vergessen ist der Tagebuchroman „Eis auf der Elbe“ (1982), in dem die gewählte Tagebuchform es erlaubt, die Durchdringung und Verstrickung von privater und politischer Dimension überzeugend darzustellen und Interesse und Mitgefühl für Minoritäten, für die Zukurzgekommenen, die Außenseiter und Gescheiterten unserer Gesellschaft zu wecken. Von der literarischen Gestaltung der Gastarbeiter- und Ausländerproblematik in unserem Land spannt sich schließlich der Bogen zur Auseinandersetzung mit der unvergleichlich größeren Dimension der Probleme der Dritten Welt, die in dem von großer Betroffenheit, ja Verzweiflung geprägten Reisebericht „Mein indisches Tagebuch“ (1983) ihren Ausdruck findet.

Diese kurze Charakteristik des Werks der Ingeborg Drewitz mag genügen, die Intensität des politischen und sozialen Engagements der Autorin zu bezeugen. Diese Intensität sucht ihresgleichen. Ist es da nicht ausgesprochen folgerichtig und notwendig, daß dieses Engagement für den Menschen und seine Welt sich neue existentielle Weiten und Räume erschließen muß, daß es also ins Religiöse mündet? Wie dem auch sei, ein Kreis scheint sich zu schließen. Die Autorin kehrt am Ende ihres Weges zurück zu den Anfängen. Und diese Anfänge sind von religiösen Schaffensimpulsen und von religiöser Thematik geprägt gewesen. Davon zeugt eines ihrer ersten Werke überhaupt, das aus dem Jahr 1954 stammende Judasdrama „Der Mann, der Gott gehaßt hat“.

Am Ende ihres Lebens hat sich Ingeborg Drewitz in ihrem literarischen Schaffen wieder eindeutig den Bereichen des Religiösen zugewandt: Sie hat den ambitionierten Versuch unternommen, die beiden wohl wichtigsten Leit- und Vorbilder abendländischen Menschentums für die Gegenwart in überraschender, erhellender, betroffen machender und faszinierender Konstellation neu zu entdecken und dichterisch zu gestalten.

In ihrem Roman „Eingeschlossen“¹, den sie im Jahr vor ihrem Tod noch hat vollenden können, versucht sie sich an dem atemberaubenden Wagnis, die beiden Urbilder revolutionären Menschseins gleichzeitig in zeitgemäßer Metamorphose für den heutigen Menschen neu – und für viele vielleicht zum ersten Mal – verständlich zu machen: die Figur des den Göttern, ihrem Willen und Zorn heroisch trotzens Prometheus, Urbild stolzen menschlichen Selbstbestimmungs- und Freiheitswillens schlechthin, und die Gestalt des Mannes Jesus, der dem

Willen Gottes auf dieser Erde durch Opfer des eigenen Lebens zum Sieg verhilft und mit dieser Selbstpreisgabe aus Liebe nicht weniger bewegt hat und also nicht weniger revolutionär war als der Himmelsstürmer Prometheus.

Ob das Wagnis der Ingeborg Drewitz so ganz gelungen ist, mag dahingestellt sein². In jedem Fall hat sie damit dem modernen Roman eine existentielle und religiöse Tiefendimension wiedergewonnen, die man gerade in allerneuester Zeit manchmal schmerzlich vermißt³. Fast scheint es so, als hätte Ingeborg Drewitz die teils auf Mißverständnissen beruhenden Einwände späterer Kritiker, da seien weniger konkrete Menschen als abstrakte Prinzipien gestaltet worden, selbst noch beseitigen wollen. Mit bewußtem, modernem Understatement, das doch auf Abstraktion geradezu zielt, werden die beiden Hauptgestalten des Romans nur als J. und als P. bezeichnet. Und in ihrer Nachbemerkung zum Roman spricht sie selbst von jesuanischen und prometheischen Elementen, Prinzipien und Lebensantrieben (236 ff.). Wenn also ganz offenbar jene von manchen Kritikern erwünschte pralle Menschengestaltung gar nicht beabsichtigt ist, sollte sie doch sinnvollerweise gar nicht erst eingefordert werden. Der Roman bleibt auch ohne sie faszinierend genug.

Das prometheische Prinzip

Das prometheische Prinzip wird im Roman durch den 1908 im ehemaligen Ostpommern geborenen P. von Lehrmann verkörpert⁴. Frühzeitig zeigt sich bei ihm, der stets nur mit dem Kürzel P. benannt wird, was sowohl auf den Anfangsbuchstaben des Vornamens als auch auf das prometheische Element verweist, der Zug zur Revolte.

Zunächst ist es nur das Aufbegehren gegen den autoritären, ja tyrannischen Vater, der ihm die eigenen Lebensumstände – eines feudal und patriotisch gesinnten Gutsbesitzers – aufzwingen will. Schon aus Widerspruchsgeist läßt sich P. viel lieber auf das Leben der armen Katen- und Hüttenbewohner ein. Bald aber schon wird aus diesem Aufbegehren durch die Konfrontation mit Elend und Armut umfassendes soziales Engagement. In träumerischer Vision hat P. frühzeitig sein Lebensziel erkannt: „Ich mache die Welt anders, ich mache sie zum Vaterland der Armen“ (39). Auch der Weg hin zu diesem irdischen Paradies ist ihm bald klar. Er wird Erfinder, Physiker werden, wird die Energien der Erde entbinden und sie nutzbar machen zum Segen der Menschen. Der Weg zum Atomphysiker ist also abgesteckt. Gleichzeitig wird er Kommunist und empfängt frühe Schulung durch einen Hauslehrer, der seinem Sinnen und Sehen und Planen und Schwärmen die Richtung weist: nach Osten hin zur großen russischen Revolution. Dort, beim Physikstudium in Moskau, wird er seinem Traum vom Paradies für alle Menschen die nötige realistische Grundlage geben.

In der Rückerinnerung wird er später das Titanische, Prometheische und das Vermessene seiner Träume und seines Strebens erkennen: „Ich habe damals ein Riese werden wollen, groß und mächtig wie ein Fels, oder nein, ... Wie Gott“ (41). Damit ist das Motiv prometheischer Hybris und folgender Strafe angeschlagen. Aber zunächst bleibt der Traum ungetrübt, das Selbstbewußtsein ungebrochen. Dies muß sich ja auch im Kampf bewähren, und dieser Kampf ist konkret der Kampf gegen die Nazis, der sein ganzes Leben bestimmt.

Kampf im Untergrund, Illegalität und Flucht prägen nun dieses Leben. Die Frau, die er liebt – ihr Name Jo verweist auf das Prometheusdrama des Aischylos, wo sie als Opfer göttlicher Willkür eine Art Parallelfigur zu Prometheus darstellt –, verliert er in diesem Kampf aus den Augen, und nach langen Irrwegen gelangt er schließlich in Amerika in den Kreis jener Männer um den Physiker Oppenheimer, die die Atombombe bauen. Da diese das Ende des Nationalsozialismus herbeizuführen verspricht, glaubt er bei ihnen am rechten Ort zu sein. Denn ehe sein Traum von der friedlichen Nutzung der Atomenergie in die Tat umgesetzt werden kann, muß ja schließlich der Todfeind der Menschheit, der Nationalsozialismus, niedergezogen sein.

Nach dem Abwurf der Atombombe auf Japan wird P. von Zweifeln zerfressen. Der Traum vom Anbruch des Paradieses durch die Nutzung der Kernkraft zerstiebt angesichts der von ihm und anderen herbeigeführten Hölle von Hiroshima und Nagasaki. P. fährt nur noch auf Kongresse, um dort vor den Gefahren einer nicht durch Verantwortung gezügelten Forschung zu warnen.

Auf einem dieser Kongresse beginnt er plötzlich vor einer verständnislosen Ansammlung von Technokraten und Vertretern funktionaler und instrumenteller Vernunft – „Keiner wirkte verhärtet oder so elend wie Oppenheimer damals“ (219) – mit den Worten des griechischen Tragikers „VON DER MENSCHEN NOT [ZU] ERZÄHLEN“ (220). „O WEH, DAS VORHANDNE, DAS KÜNFTIGE LEID MACHT MICH STÖHNEN ZUGLEICH“ (221). Den intelligenteren Vertretern der Zunft müßten eigentlich langsam die Augen aufgehen bei diesem Zitieren: „WAS MENSCHEN WISSEN, VON PROMETHEUS HABEN SIE'S“ (220)⁵. Doch sie sind außerstande, einen Zusammenhang zwischen ihrem Tun und prometheischer Hybris und Strafe zu entdecken. Und als der alte Mann die Identifikation schließlich vornimmt – „Ich bin Prometheus! ... Wir sind alle Prometheus!“ (220) –, da vermögen sie nur den Verrückten und Übergeschnappten zu sehen. „Holt ihn vom Podium, der ist wahnsinnig!“ (220).

Die Konsequenz ist klar. Solche wahnsinnigen Warner hält sich, zumal nach solchem Zusammenbruch, die Gesellschaft in klassischer Weise vom Leib, indem sie sie in die geschlossenen Abteilungen psychiatrischer Kliniken verbannt⁶. P. wird also eingewiesen, „eingeschlossen“. Das Wort liefert den Titel für den gesamten Roman. Die Allerweltsdiagnose lautet: „manisch-depressiv ... Epilepsie nicht auszuschließen“ (129).

„Eingeschlossen“ in der gleichen geschlossenen Abteilung ist J., die zweite Hauptfigur des Romans. Aufschlußreich die „Krankheitsbezeichnung: Epilepsie“ (129). P. und J., die beiden Vertreter der heiligen Krankheit – so wurde die Epilepsie von Ehrfürchtig-Ahnungsvollen früher häufig genannt –, teilen in der geschlossenen Abteilung ein Zimmer. Sie erzählen einander ihre Geschichte. Doch davon später.

Zunächst soll nach der Funktion der auf den Mythos vom Prometheus verweisenden Zeichen gefragt werden. Warum werden diese häufige Anbindung an den Mythos und die den Roman leitmotivisch durchziehenden Verweise auf das Prometheusdrama des Aischylos vorgenommen?⁷

Die Schriftstellerin selbst gibt in ihrer Nachbemerkung zum Roman (236 ff.) wertvolle Hilfen zum Versuch einer Antwort, indem sie von den prägenden Elementen ihres Lebens berichtet. Die Hinweise der Autorin laufen darauf hinaus, daß sie offensichtlich in Prometheus eines der Ur- und Leitbilder des abendländischen Menschen sieht. Dieser Archetyp verkörpert all das, was mit stolzer, freier Selbstbestimmung des Menschen zusammenhängt. Er verkörpert den heroischen Revolutionär, der den Dauerkampf gegen alle Formen des Zwangs und autoritärer Unterdrückung führt, den trotzigen Dauerkampf auch gegen alle Bevormundung durch alte und neue Götter, und der somit dem Menschen auf dieser Erde den Raum schaffen will für ein menschenwürdiges Dasein jenseits von Mangel und Not. Er ist somit Vorkämpfer für jegliche Form menschlicher Zivilisation und Kultur. Notwendigerweise aber ist solches Urbild stolzen revolutionären Menschentums ständig gefährdet. Die größte Gefahr ist wohl die, in Hybris zu verfallen und sich gerade aus edlen Motiven heraus und humaner Ziele wegen schuldig zu machen.

Der Naturwissenschaftler vom Schlag des P. ist vom Stamm des Prometheus, ist dessen legitimer moderner Nachfahr, so will es Ingeborg Drewitz verstanden wissen. Indem sie diesen modernen Abkömmling und Nachfahr regelrecht familiär in die Nachfolge stellt, macht sie die Tradition von Jahrtausenden klar. Letzten Endes bedeutet es also einen großen Akt der Legitimierung, Menschen wie P. an die Heroengestalt des Prometheus und damit zugleich an den Mythos und an die älteste klassische Literatur anzubinden. Ähnlich verfährt große Dichtung oft. Um das vielleicht größte Beispiel zu nennen: So ist letztlich auch Joyce mit seinem Ulysses verfahren. Jahrtausendealte Tradition und Verwandtschaft werden auf diese Weise erhellt, Spätgeborene in legitimierende Nachfolge gestellt.

Das jesuanische Prinzip

Der 1945 auf der Flucht aus den ehemaligen Ostgebieten geborene J. C. Grabner verkörpert das jesuanische Prinzip. Es wird im Roman bald klar, daß das

Kürzel J. nicht nur die Initiale des ersten Vornamens darstellt, sondern vor allem als verweisendes Zeichen auf den biblischen Jesus fungiert. Daß in diesem Zusammenhang die zweite Initiale auch als Abkürzung für Christus gelesen werden kann, sei zumindest vermerkt.

Schon als Zwölfjähriger hat J. den Blick für „die Sorgen und Ängste der kleinen Leute ... Ich war zwölf Jahre alt und wollte die Menschen glücklicher machen“ (32). Später schließt er sich der Studentenbewegung an und wird einer ihrer Führer, der durch seine Redegabe die Massen mitzureißen versteht, was er selbst ausgesprochen genießt. Mit fünfundzwanzig Jahren bricht er jedoch die Karriere als Studentenführer, die zum Beginn einer großen politischen Laufbahn hätte werden können, plötzlich ab, wobei offenbar der Tod Benno Ohnesorgs und vor allem das Attentat auf Rudi Dutschke auslösende Momente gewesen sind. Nach längerem Aufenthalt in einem Obdachlosenasyll, der sein soziales Gewissen weiter schärft, wirkt er schließlich als Sozialarbeiter für gestrandete Jugendliche. Für sie, „für die Verlorenen, Zerstörten“ (101), hat er sich also entschieden: unter „Saufköppen und Pennern und armen Schluckern“ (114), wie sie von P. tituiert werden, wird er künftig arbeiten. Mit dem Rüstzeug von „Güte, Geduld und Ausdauer“ (238) versucht er sich nun der Ausgestoßenen der Wohlstandsgesellschaft anzunehmen, und Ingeborg Drewitz läßt hier keinen Zweifel daran entstehen, daß diese aufopferungsvolle und mühsame Arbeit des J. für die Mühseligen und Beladenen unserer Zeit nicht weniger notwendig und bewundernswert, aber auch nicht weniger revolutionär ist als die Menschheitsbeglückungsvisionen des P. Die Arbeit des einen, der immer das Glück der gesamten Menschheit im Sinn hat, wird sinnvoll ergänzt durch die Bemühung des anderen um den einzelnen verlorenen Menschen.

J. versucht seine gescheiterten Jugendlichen für ein Leben ohne Haß, vor allem auch für seinen Weg der absoluten Gewaltfreiheit zu gewinnen. Unbeirrt versucht er trotz aller Anfechtungen diesen Weg zu gehen, auch wenn ihm in seiner nächsten Umgebung immer wieder nahegelegt wird, sein Charisma zu nutzen und seine Anhänger zu Gewalt und politischem Umsturz zu führen, um all der Ungerechtigkeit ein Ende zu machen. Vor allem einer, der im Roman immer nur „der Schwarze“ genannt wird und der Kontakte zu den gewaltsamen Systemveränderern um Ulrike Meinhof hat, setzt ihm als wortgewandter und argumentativ geschulter Versucher mächtig zu. Doch J. bleibt dem mühsamen, steinigen Weg der Gewaltlosigkeit, Geduld und Güte treu, auch wenn ihn dies schließlich in Einsamkeit und völliges Verlassensein führt und zum Zusammenbruch. Endstation ist das Irrenhaus. „Eingeschlossen“ am Ende also auch er – mit der gleichen Diagnose versehen wie P. Und die beiden erzählen einander und uns ihre Geschichte.

In der Tradition der Nachfolge Jesu

Daß der mühselige Weg des J. Elemente der Nachfolge Jesu aufweist, ist klar zu sehen. Nicht minder klar ist es aber auch, daß es auch Unterschiede gibt zum Leben des biblischen Jesus und dessen Haltung zu Mensch und Welt. Man mag es dem unreifen Knaben nachsehen, wenn er Kinder und Tiere quält und den Stiefvater haßt – von der Kindheit des biblischen Jesus ist da schlicht zuwenig berichtet, als daß man Vergleiche anstellen könnte –, aber auch der Erwachsene legt des öfteren Verhaltensweisen an den Tag, die nicht gerade vorbildhaft sind. Als Studentenführer wird J. als eitler, selbstverliebter und egozentrischer „Wichtig-tuer“ (51) gezeichnet: „Wirklich gefühlt habe ich nichts... Ich hatte meine Sätze geliebt, meine Reden. Mich“ (53). Auch an seinem späteren Leben fällt oft auf, wie sehr J. sich zurückhält, welches Maß an Selbstschutz er zeigt, wie schroff er andere, etwa den Leidensgenossen P., zurückweisen kann, so daß er manchmal regelrecht lieblos wirkt. Sicher bringt er erheblich weniger Geduld und Liebe für seine Mitmenschen auf als der biblische Jesus, und obwohl er Gewaltlosigkeit auf sein Banner geschrieben hat, möchte er manchmal – vor allem in seinen Auseinandersetzungen mit dem Schwarzen – vor Wut einfach zuschlagen (vgl. 190). Besteht da eigentlich noch eine Berechtigung, das Verhalten dieses Sozialarbeiters mit Jesus Christus in Beziehung zu bringen? Mit der heiligen Wut, mit der Christus die Wechsler aus dem Tempel getrieben hat, ist dies ja wohl kaum zu vergleichen.

Hängt das häufige Versagen des J. vielleicht damit zusammen, daß er sich nicht wie der biblische Jesus auf einen himmlischen Vater berufen kann oder will, der ihn bestärkt, ja daß er sich nicht einmal damit legitimieren kann oder will, bewußt eine Nachfolge Jesu anzutreten? Wollte Ingeborg Drewitz eine moderne, säkularisierte Christusgestalt mit allen Stärken und vor allem Schwächen zeigen?

Durch die kritischen Fragen des P. und des Schwarzen wird das Verhalten des J. einer zusätzlichen Problematisierung unterzogen. Diese Fragen gipfeln in dem Vorwurf, die jungen Leute zuwenig über die Ursachen von Armut, Unterdrückung und Ausbeutung aufzuklären, so daß sie nicht einmal die Gründe für das eigene Leid zu erkennen in der Lage sind. J. habe sie damit zu unpolitischen Menschen gemacht und damit unfähig, ihre eigene Lage durch politische Tat zu verändern. „Hättest du ihnen nicht erklären sollen, warum sie Ausgestoßene waren, während andere Reichtümer anhäuften, die sie nicht erarbeitet hatten? Hättest du ihnen nicht Wut beibringen sollen statt Geduld?“ (101). Wut statt Geduld? Das zielt ins Zentrum. Damit wird einer der wichtigsten Bausteine fragwürdig gemacht. Von ähnlich schwerem Kaliber ist der Vorwurf, J. habe seine Schützlinge nur zu angepaßten Funktionierern erzogen: „Du hast sie ganz schön auf Trab gebracht... Sind lauter Funktionierer geworden, tüchtige Arbeiter, tüchtige Polizisten, tüchtige Angestellte und Beamte, tüchtige Soldaten“ (85).

Diese Vorwürfe wiegen schwer. Doch sie treffen nicht nur den Sozialarbeiter J. Hat nicht auch Jesus Christus seine Botschaft vom Bereich der Politik völlig freizuhalten versucht? „Mein Reich ist nicht von dieser Welt“: Hat er sich nicht allen Aufforderungen zu politischem Handeln ständig widersetzt? Wie dem auch sei, in zweitausend Jahren christlicher Tradition ist dies überwiegend so verkündet worden mit dem nicht zu übersehenden Nebeneffekt, daß die politischen Machthaber dabei ihren Nutzen gezogen haben und sie jeweils bestimmten, was politisch sei und was nicht. J. also in guter Gesellschaft? Oder Jesus in schlechter? Auf alle Fälle gelingt es Ingeborg Drewitz gerade durch die Betonung dieser Problemfelder, den Sozialarbeiter J. ans jesuanische Leitbild anzubinden und in dessen Tradition zu stellen. Was bei J. problematisch erscheint, ist auch bei Jesus Christus schon problematisch gewesen. Ist dies die Botschaft? Es lohnt sich in jedem Fall, darüber nachzudenken.

Ob die Autorin schließlich bei der wohl schwierigsten moralisch-existentiellen Frage auch Parallelen zwischen Jesus und J. sieht, ist schwer zu sagen. Es ist die Frage, die vor allem von einer Frau mit dem beziehungsreichen Namen Maria Magdalena aufgeworfen wird. Kann der, der alle ohne Unterschied lieben möchte oder zu lieben vorgibt, einen einzelnen unverwechselbaren Menschen wirklich lieben? „Konnte er niemanden wirklich lieben?“ (202). Die Frage stößt J. in die größten Selbstzweifel, zumal er weiß, daß er sie schon einmal mit einer Lüge beantwortet hat. Es sind die Zweifel, die J. schließlich bleiben. Es sind keine Gewissheiten. Wie und warum aber ist das Leitbild vor zweitausend Jahren in der Lage gewesen – so lautet die Botschaft doch – alle zu lieben? Ist J. ein Versager?

Wie auch immer die Antwort darauf lauten mag, eines wird in dem Roman klar. Ingeborg Drewitz möchte das Leben des J. eindeutig vor dem Hintergrund des Lebens Jesu gelesen wissen. Sie bindet die Biographie dieses J. eindeutig an die Lebensgeschichte Jesu und damit an die Heilsgeschichte Christi. Und auf diese Weise stellt sie das Leben des J. unabhängig von allen Fragen eines Gelingens oder Versagens in die Tradition der Nachfolge Jesu Christi.

Parallelen zum Leben Jesu

Die sinnlich greifbare Realisierung dieser Nachfolge gelingt der Autorin durch die formalen Mittel beziehungsreich gesetzter verweisender Zeichen. In der Zusammenschau der über den ganzen Roman verstreuten Mosaiksteinchen und Motive verdichten sich diese verweisenden Zeichen zu einem Gesamtbild, welches klar erkennen läßt, daß die Autorin ganz bewußt Parallelen erstellen will zum Leben Jesu von der Geburt bis nach Golgatha.

Zunächst ist es die Großmutter des J., welche die ersten bedeutsamen und beziehungsreichen Anspielungen macht auf Gemeinsamkeiten oder zumindest

Ähnlichkeiten im Leben der beiden. „Er ist auch auf der Flucht geboren“ (183), erzählt sie dem Jungen, den sie mit Jesu Leben vertraut macht. Zwar führt es eine Krankenschwester auf die Verwirrtheit der alten Frau zurück, wenn diese behauptet, daß auch J. „im Stall geboren und Tiere zu ihm gekommen seien“ (184). Aber gibt es nicht große Hellsicht in dem, was gängigerweise Verwirrtheit genannt wird? Die Großmutter scheint jedenfalls bedingungslos an die Sendung des J. zu glauben: „Das ist ein ganz Besonderer, von dem werdet ihr noch hören!“ (30). Eine Prophetin des künftigen Wirkens von J. ist also die alte Frau, und der Leser beginnt zu begreifen, wie hier offenbar ganz behutsam die Lebensgeschichte Jesu herabtransponiert wird ins alltägliche, realistische Geschehen der Gegenwart. Die Geschichte wirkt dadurch härter und nüchterner als die durch zahllose Weihnachtsfeiern der Verklärung anheimgefallene Geschichte von der Geburt Jesu Christi.

Auch andere von der Autorin bewußt gesetzte Parallelen sind härter, naturalistischer gestaltet: Da werden nicht von Königen oder Weisen Weihrauch, Gold und Myrrhe gebracht, und doch sind die Gaben derer, „die damals Milch gebracht hatten und Holz und Geschenke wie bunte Perlen, Papierbildchen oder auch Tücher aus ihrem Flüchtlingsgepäck“ (24), klar in Beziehung gesetzt zu den wertvollen Geschenken der Großen aus biblischer Zeit.

Hart und brutal wird ein besonders wichtiges Faktum hervorgehoben: Der Vater des J. ist und bleibt unbekannt. Ganz gegen den eigenen Willen wird J. später von einem biedereren Handwerker adoptiert. Vielleicht kann gerade an dieser Stelle eine weitere Funktion dieser verweisenden Zeichen geklärt werden. Wird es dadurch nicht klarer, welchen Verdächtigungen Mutter und Sohn auch damals ausgesetzt waren? Der Vater war unbekannt. Joseph, der biedere Handwerker, gedachte Maria heimlich zu verlassen. Vielleicht wird uns, die wir uns zu leicht durch den Glauben oder das Wissen um den himmlischen Vater trösten lassen, erst richtig bewußt, welches Leid ob dieser ungeklärten Vaterschaft von Mutter und Sohn durchlitten werden mußte, von dem uns keine biblische Geschichte berichtet.

Wie dem auch sei, die Autorin fügt Zeichen an Zeichen, um die Verwandtschaft aufzuzeigen zwischen dem Leben des J. und dem Leben des Jesus von damals. Da sind eindeutige Analogien zu der Geschichte des zwölfjährigen Jesus im Tempel (31f.), angedeutete Parallelen zur Hochzeit von Kana (33f.) – bezeichnenderweise ohne das einschlägige Wunder – und Hinweise auf vieles andere mehr. Dazu kommen die vielen Stellen, da J. von anderen Menschen, vor allem von den Insassen der Heil- und Pflegeanstalt, als „Heiliger“ bezeichnet wird (117, 194, 201, 204, 205 usw.), dessen bloße Gegenwart vor allem auf Leidende und psychisch Gestörte schon tröstend und beruhigend wirkt. An manchen Stellen wirkt es schon fast überzogen, wenn J. regelrecht mit einer Art modernen Heiligenscheins (59, 64) ausgestattet wird, „so daß er merkwürdig durchschei-

nend aussieht“ (59). Es mag sein, daß die Autorin da manchmal des Guten etwas zuviel getan hat, etwa wenn die Jugendlichen um J. in die Nähe der Jünger Jesu gerückt werden und wenn der als „der zwölfte“ (198) bezeichnete Schwarze dadurch natürlich den Ruch des Judas bekommt.

Klar ist jedenfalls, daß Ingeborg Drewitz sich ganz und gar nicht scheut, das Leben des J. vor dem Hintergrund des Lebens Jesu zu schildern, das eine für das andere transparent zu machen und damit wohl legitimierende Verwandtschaft zu postulieren. Besonders deutlich wird dies, wenn die Erzählerin die großen letzten Stationen von Jesu Leidens- und Opfergang heraufbeschwört und dem Kampf, dem Leid und dem Versagen des J. im Alltag des Sozialarbeiterberufs die Dimension der Leidensgeschichte Christi und damit vielleicht auch der christlichen Heilsgeschichte verleiht, sie zumindest mit ihr in Beziehung setzt.

Es ist vor allem der durch Leid geschärfte Blick des P., der diese Kreuzwegstationen im Leben des J. zu entdecken vermag. Und sicherlich wäre es der ganzen Anlage des Romans nach abwegig, zu vermuten, diese Perspektive sei deshalb weniger wichtig und wert, weil es die Schau eines Anstaltsinsassen ist. Der Leidensgenosse P. sieht J. auf dem Weg von Gethsemane nach Golgatha. Die großen Worte, die tief ins Bewußtsein wohl auch solcher Leser dringen, die sich dem Christentum und seiner Botschaft entfremdet haben, fallen in kaum glaublicher Deutlichkeit: „Das ist dein Gethsemane gewesen“ (209), heißt es, als J. erzählt, wie er von allen, um die er sich gekümmert hat, verlassen wird. Immer wieder werden die Parallelen gesetzt zum Verlassensein und zum Verrat vor zweitausend Jahren. Und am Ende steht die Schädelstätte: „Sie werden dich kreuzigen“ (215). Wieder ist es die Perspektive des prophetenhaft hellseherig gewordenen P.: „Vielleicht hat er sein Kreuz viel zu lange getragen, denkt P., und ich habe... immer deutlicher gesehen, daß er auf dem Weg nach Golgatha ist“ (218).

Zwar versucht der bescheidene J. die großen Worte des öfteren abzuwehren und zu relativieren: „Nein, gekreuzigt haben sie mich nicht. Aber ich ging durch die Straßen, wie es von den vielen Alten und Jungen in Jerusalem erzählt wird – unters Kreuz gekrümmt“ (227). Aber mit diesen Worten wird ja auch zum Ausdruck gebracht, daß der allerletzte Akt in der Leidensgeschichte noch nicht vollzogen ist. Bald erfolgt der Zusammenbruch. Und nach der Einlieferung in die Klinik fallen dann irgendwann die Worte Christi am Kreuz: „MEIN GOTT, MEIN GOTT, WARUM –“ (229). Der Leser vermag diese Worte, die dem müden Mund nicht mehr ganz gelingen, zu Ende zu sprechen, auch wenn er nicht der bibelkundigste ist, so wie er vorher schon andere Christusworte wiedererkannt hat. Er erkennt auch die Bedeutung dessen, daß das letzte Christuswort, falls es denn damals gesprochen worden ist, von diesem Spätgeborenen in der Nachfolge nicht gesprochen wird. Es ist vollbracht – ein solches Wort der Erfüllung und des universalen Gelingens kann von dem modernen Ecce homo, dem kein Gefühl messianischer Auserwähltheit die Last versüßt, niemals gesprochen werden.

Und trotzdem: Der Gestaltungswille der Ingeborg Drewitz hat J. in die Nähe Christi gerückt. Ist J. gescheitert? Die Frage ließe sich nur bejahen, wenn man realistisches Gelingen und äußeren Erfolg zum Maß aller Dinge machte. Dann aber wäre auch Christus am Kreuz gescheitert, so wie J. in der geschlossenen Abteilung einer Irrenanstalt. Das Leben des einen wird transparent für das des anderen, ihrer beider Leben und Werk erhellen sich wechselseitig.

Dichtung als Medium der Verkündigung

Diese wechselseitige Erhellung aber leistet ein Zweifaches. Als erstes darf die Funktion der verweisenden Zeichen, die J. mit Jesus Christus in beziehungsreiche Verbindung bringen, ähnlich gesehen werden, wie dies für P. und den prometheischen Mythos sowie das Prometheus-Drama des Aischylos schon aufgezeigt worden ist. Wie der heroische Revolutionär, der auf menschlichen Freiheitswillen und auf stolze Selbstbestimmung des Menschen setzt, durch die Anbindung an Mythos und klassisches Drama seine große Legitimierung erfährt, so erfährt J., der unheroische Revolutionär, der auf Geduld und Güte beharrt, seine letzte und wichtigste Legitimierung durch die entsprechende Anbindung an die Lebens- und Leidensgeschichte Christi, wie sie die Heilige Schrift uns überliefert.

Der Sozialarbeiter J. ist also vom Stamm Davids wie der biblische Jesus, ist dessen legitimer moderner Nachfahr, so will es Ingeborg Drewitz verstanden wissen. Indem sie den modernen Abkömmling und Nachfahr als wesensverwandt in die Nachfolge stellt, macht sie die Tradition von Jahrtausenden deutlich und bindet den Spätgeborenen ein in die Heilsgeschichte der Menschheit. Legitimierung durch Aufzeigen der Wesensverwandtschaft ist also das eine.

Doch die Funktion all der auf Christus verweisenden Zeichen erschöpft sich nicht darin⁸. Ein zweites, unerhört Wichtiges wird durch die wechselseitige Erhellung beider Leben geleistet. Nicht nur wird die Figur des J. entsprechend aufgewertet und legitimiert, die uns in der Bibel überlieferte Geschichte des Jesus Christus wird vielmehr gleichzeitig auch entsprechend entmythisiert und entmystifiziert. Das Leben Jesu Christi rückt durch die Erzählmethode der Ingeborg Drewitz sozusagen in menschlich begreifbare und damit wirklich menschliche Nähe.

Der moderne Mensch, der doch nicht selten der Religion entfremdet ist und – ob zu Recht oder Unrecht – die Sprache religiöser Verkündigung als dogmatisch erstarrt und abweisend empfindet, kann sich durch die Vermittlung der unprä-tentiösen Drewitzschen Prosa viel eher vorstellen, wie das alles damals denn wirklich gewesen sein könnte. Und damit gewinnt er vielleicht auch wieder Zugang zum Wesen des Geschehens von damals.

Nimmt man dies ernst, dann ist aber wirklich unerhört Wichtiges geschehen. Der Roman der Ingeborg Drewitz hat dann nämlich auf exemplarische Weise aufgezeigt: Dichtung kann heute das Medium der Verkündigung alter und neuer Frohbotschaft sein. Und diese Frohbotschaft ist auch all denen offen, welche die durch Jahrtausende tradierten und oft dogmatisch erstarrten Formen religiösen Sprechens nicht mehr verstehen. Ob damit möglicherweise dichterisches Sprechen die heute adäquate und genuine Form religiösen Sprechens überhaupt sei, diese Frage sei hier nur gestellt.

Für den Roman der Ingeborg Drewitz aber läßt sich die Botschaft vielleicht in folgender Weise zusammenfassen. Die für den prometheischen Menschen vorgenommene Legitimierung erinnert uns: Wir Menschen stammen von Göttern ab. Die auf Christus hin gestaltete Legitimierung verheißt uns: Wir sind Töchter und Söhne Gottes. Die von der Dichterin gleichzeitig geleistete Entmythisierung aber ermöglicht es, daß diese Frohbotschaft von allen verstanden wird. Und damit ist letztlich vielleicht auch Glaube neu möglich geworden in dieser Welt.

ANMERKUNGEN

¹ I. Drewitz, *Eingeschlossen* (Düsseldorf 1986); die Taschenbuchausgabe (Goldmann 8947) ist seitenidentisch; zit. mit Seitenzahl in Klammern.

² Von Rezensenten wird dies teils heftig verneint. Wenn sich jemand jedoch so überheblich-arroganter Formulierungen befleißigt, wie dies H. Kurzke in seinem Verriß des Romans tut, für den die Christus-Parallelen nur „anmaßender Krampf“ sind, dann mag man durchaus verdrängte Betroffenheit vermuten, vielleicht aber nur schlichte – ästhetisch kaschierte – Ignoranz; vgl. H. Kurzke, Jesus und Prometheus im Irrenhaus, in: FAZ 29. 3. 1986.

³ Vielfältige Anregungen zur Darstellung von Christusbezügen in der modernen Literatur gibt K.-J. Kuschel, Jesus in der deutschsprachigen Gegenwartsliteratur (Köln 1978); vgl. auch A. Höfer, Das Gesunde und das Kranke. Eine Untersuchung zentraler Themen der Gegenwartsliteratur am Beispiel von Heinar Kipphardts Roman „März“, in: Literatur für Leser 2/80, 116–128 (in welchem Maß die Hauptfigur Züge einer modernen säkularisierten Christusgestalt trägt und welche Bedeutung dieser Tatsache zukommt); generell zu Literatur und Religion in unserer Zeit: K.-J. Kuschel, Gottesbilder – Menschenbilder. Blicke durch die Literatur unserer Zeit (Köln 1985); ders., Weil wir uns auf dieser Erde nicht ganz zu Hause fühlen. 12 Schriftsteller über Religion und Literatur (München 1985); hier ein Gespräch mit I. Drewitz (77–89), in dem – zwei Jahre vor dem Erscheinen des Romans „Eingeschlossen“ – die Kategorien des Prometheischen und Jesuanischen bereits eine Rolle spielen.

⁴ I. Drewitz spricht mit Blick auf P. und J. von „gefundenen“, nicht erfundenen „Biographien“ (239). Demnach müßten den beiden Personen authentische Lebensläufe zugrunde liegen. Dokumentarisches scheint somit eine der Grundlagen des Romans zu bilden.

⁵ Zitate aus der Tragödie „Der gefesselte Prometheus“ von Aischylos in der Übers. v. W. Kraus (Reclam Universalbibliothek 988) 19, 9, 21. Die Zitate sind von der Autorin durch Großbuchstaben kenntlich gemacht.

⁶ In manchem modernen Roman ist dies dargestellt, exemplarisch etwa in „März“ von H. Kipphardt; vgl. A. Höfer, a. a. O. 120 ff.

⁷ Zu den Einzelementen gehören die Bilder vom angeschmiedeten Prometheus, vom Adler, der die Leber herausreißt, das Auftreten der Parallelfigur Jo und anderes mehr.

⁸ Die im folgenden beschriebene zweite Funktion der auf Christus verweisenden Zeichen könnte in ähnlicher Weise auch für die auf Prometheus verweisenden Zeichen aufgezeigt werden. Es scheint jedoch in diesem Zusammenhang weniger wichtig zu sein, da der Anspruch des prometheischen Mythos auf den modernen Menschen ungleich geringer ist als der religiöse Anspruch des Christentums.